
Journal of Religious Culture

Journal für Religionskultur

Ed. by / Hrsg. von Edmund Weber
in Association with / in Zusammenarbeit mit Matthias Benad
Goethe-Universität Frankfurt am Main

ISSN 1434-5935 - © E.Weber – E-mail: e.weber@em.uni-frankfurt.de - web.uni-frankfurt.de/irenik

Nr. 146 (2010)

Was ist das – die Ewigkeit?

Zu Religion und Kirchenkritik bei Theodor Storm

Von

Wilhelm-Ludwig Federlin

1.

„Sehnsucht nach Dauer“ – so überschrieb 1992 *Siegfried Lenz*¹ seinen Essay über Theodor Storm, diesen 1817 im damals dänischen Husum geborenen deutschen Lyriker und Novellisten. Lenz griff damit eine Feststellung von Storms quellenkundigem Biographen *Karl Ernst Laage*² auf. Hatte dieser doch geglaubt, als Summe von Storms Leben und Werk festhalten zu müssen: „Ein Thema überschattet alle anderen: das Thema von Vergänglichkeit und Tod.“³ Nur die Liebe und das erzählende Erinnern seien nach Storm imstande, Vergangenes und Vergänglichkeit zu überwinden. Die Liebe habe für ihn „hier auf Erden“ die Macht, eine ‚Ewigkeit‘ zu begründen.“⁴

Hier auf Erden! – gewiss. Liebe kann für Storm dem „Abgrund“ trotzen und insofern tröstlich sein:

¹ Siegfried Lenz, *Sehnsucht nach Dauer. Über Theodor Storm* (1988), in: Ders., *Über das Gedächtnis. Reden und Aufsätze*, Hamburg 1992, 133.

² Karl Ernst Laage, *Theodor Storm. Leben und Werk*, Husum 1979 – inzwischen in mehreren Auflagen, auch überarbeitet und erweitert, erschienen.

³ Laage, a. a. O., 90.

⁴ Brief Storms an seine Braut Constanze v. 12. 5. 1846, zitiert nach Laage, a. a. O., 91.

Nur heute ist, und morgen ist zu spät!
Hast du ein Weib, so nimm sie in den Arm
Und hauch's ihr ein, dass sie es auch versteht.

Fällt auf ihr Antlitz dann des Abgrunds Schein,
Der heut noch oder morgen euch begräbt,
Getrost! Nur um so schöner wird sie sein.

Und bebte ihr Herz, dann halte sie so fest,
Daß ihr zusammen in die Tiefe stürzt.
Was wollt ihr mehr! – Und Schweigen ist der Rest.⁵

Und doch! Auch Liebe ist vergänglich, und gerade das Erinnern macht dies bewusst:

Über die Heide hallet mein Schritt
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit –
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe – wie flog es vorbei!⁶

Selbst das erzählende Erinnern vermag die Vergänglichkeit des Menschen und eines seiner besten Gefühle, Eigenschaften und Handlungsweisen, der Liebe nämlich, nicht zu überwinden. Zwar führt *K. E. Laage* für seine gegenteilige Auffassung Storms Überzeugung an: „Die Poesie wird in jedem Jahrhundert, dem sich ihr Stoff am sichersten anpasst, ihr Zelt aufschlagen können; nur soll der Stoff nicht auf vorübergehenden Zuständen beruhen, sondern auf rein menschlichen Konflikten, die wir ewig nennen.“⁷ Das bedeutet bei Storm jedoch nicht, dass Poesie die Vergänglichkeit – auch die der Liebe – überwindet. Allenfalls kann Poesie im irdischen Rahmen Stunden der Liebe aus zeitlichem Abstand wiederholend ins fühlende Bewusstsein heben, sich und anderen dieselben zu einer bildlichen, sensitiven⁸ Bewusstheit emporheben, nicht jedoch das sensuelle Ereignis von Vergangenen selbst – auch das der Liebe nicht – wiederholen. Mithin kann Poesie Gefühle und Vorstellungen vergangener Ereignisse evozieren⁹, nicht jedoch diese Geschehnisse selbst wiederholen. Diese bleiben auch in ihrer poetischen Bearbeitung vergangen.¹⁰

⁵ Gedicht Storms aus dem Jahre 1873, in: Theodor Storm, Gedichte, hg. v. K. E. Laage u. I. Paulsen 1975, Husum, 5. Aufl. 1984, 77.

⁶ Gedicht Storms von 1875, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 54.

⁷ Brief Storms an W. Petersen v. 12. 12. 1885, zitiert nach Laage, a. a. O., 64.

⁸ Zur Unterscheidung von sensitiv und sensuell vgl. Wilhelm-Ludwig Federlin, Von der Güte des Herzens und dem Wohlwollen. Die vorzüglichen Seelenkräfte in der Philosophie Thomas Abbts, in: Alumnizeitung 2008, 7 und in: Journal of Religious Culture, web.uni-frankfurt.de/irenik, Nr. 111, 2008, 5, wonach Johann Gottfried Herder, ein Jahrhundert vor Storm, diese Unterscheidung benutzte, vermutlich unter Rückgriff auf Thomas Abbts Unterscheidung von „Empfindung (sensation)“ und „Empfindniß (sentiment)“.

⁹ Poesie kann und soll durch diese Vorstellungen nach Storm durchaus „erschüttern“ und nicht nur „rühren“. Nach Auffassung von K. E. Laage habe dies Storm einer entsprechenden Kritik von Erich Schmidt – inhaltlich zwischenzeitlich oft wiederholt – entgegen gehalten. Siehe K. E. Laage, Theodor Storm, a. a. O., 88 unter Hinweis auf den Briefwechsel Theodor Storm-Erich Schmidt, Briefwechsel, Kritische Ausgabe, II, Berlin 1976, S. 17, 50 und 180f.

¹⁰ Vergangene Geschehnisse bleiben auch in ihrer literarischen Bearbeitung vergangene Geschehnisse. In literarischer Bearbeitung können sie mehrdeutig und „verwirrend“ werden. Auf dieses Problem verwies schon Her-

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben –
 Wie die verlässne Heimat schaut sie aus -,
 Wohin im Heimweh die Gedanken streben;
 Du kennst sie wohl; auch du warst dort zu Haus.

O folge mir, und laß dich heimatwärts
 Durch mein Gedicht zu lieben Stunden bringen,
 Die alte Zeit mit neu erregten Schwingen
 Noch einmal schlagen an dein friedlich Herz!¹¹

Wie Heimat und ihr poetisches Erinnern vermittelt auch Liebe und ihr poetisches Erinnern für Storm nur eine eingeschränkte Ewigkeit, begründet, begrenzt und möglicherweise fortdauernd lediglich im angerührten Bewusstsein jener menschlichen Erfahrungen von gestern. Den Nimbus der Fortdauer und Ewigkeit erhält mithin auch einstige Liebe und deren poetisches Erinnern durch den zumindest logisch paradoxen Gedankengang, dass eine Erfahrung aus der „alten Zeit“, jetzt poetisch erinnert, „noch einmal“ Herzen bewegen kann und insofern, sensitiv andauernd, ewig ist. Noch eingeschränkter, auch lokal begrenzter, klingt das Resümee von *Siegfried Lenz* zu Theodor Storm. Obgleich für *Lenz* das Fazit von Thomas Mann¹² aus dem Jahr 1930 in Geltung bleibt, resümiert er doch so: „Ewig oder etwas weniger – es steht fest, dass es Storm gelungen ist, der nördlichen Landschaft, der grauen Stadt, den Konflikten ihrer Menschen dauerhaften Ausdruck zu verleihen.“¹³

Ewigkeit hat freilich bei Storm noch weitere Bedeutungsdimensionen. So fällt zwar das menschliche Lieben und Leben schließlich in einen Abgrund, in ein „Nichts“:

Wie wenn das Leben wär nichts andres
 Als das Verbrennen eines Lichts!
 Verloren geht kein einzig Teilchen,
 Jedoch wir selber gehn ins Nichts!¹⁴

Es hat Teil am Keimen, Blühen und Verwelken allen Lebens, wie Storm andernorts unter unverkennbarer Anlehnung an die alttestamentliche Metapher über die Vergänglichkeit menschlichen Lebens¹⁵ poetisch verdichtet:

Es ist der Wind, der alte Heimatslaut,
 Nach dem das Kind mit großen Augen schaut,

Bei dem es einschläft, wenn er weitersummt,
 Der es erweckt, wenn jählings er verstummt;

Bei dessen Schauern Baum und Strauch erbebt
 Und tiefer in den Grund die Wurzeln gräbt –

der. Seiner frühen Geschichtsphilosophie stellte er aus Epiktet, Enchir. 5 das Motto voran: „Es verwirren die Menschen nicht die Ereignisse selbst, sondern die Worte (Herder: die ‚Lehrsätze‘), die über diese Ereignisse gemacht werden“, in: J. G. Herder, *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, 1774, in: J. G. Herder, *Sämtliche Werke*, hg. v. B. Suphan (Berlin 1891), Repr. Nachdruck, Band 5, Hildesheim 1967, 475, 548 und 730.

¹¹ Gedicht Storms, veröffentlicht 1843, in: Storm, *Gedichte*, a. a. O., 70.

¹² „Er ist ein Meister, er bleibt.“, so Thomas Mann, *Theodor Storm* (1930), in: Ders., *Dichter und Herrscher. Europäischer Geist in fünf Jahrhunderten. Essays*. Ausgewählt von Rolf Hochhuth, Darmstadt o. J., 253.

¹³ *Lenz*, a. a. O., 136.

¹⁴ 1. Strophe einer poetischen Replik Storms von 1848 an Friedrich Hebbel (1813-1863), in der Storm Hebbels naturphilosophischen Glauben an die Unvergänglichkeit menschlicher Existenz kritisiert, in: Storm, *Gedichte*, a. a. O., 73.

¹⁵ „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da; und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“ (Psalm 103, 15 u. 16).

Was bist du anders denn als Baum und Strauch?
Du keimst, du blühst und du verwelkest auch!¹⁶

Gleichwohl gehen in diesem Prozess des Vergehens für Storm doch tausende von Lebensteilchen nicht „verloren“. Im Vergehen der örtlichen und gesellschaftlichen Vertrautheit von Heimat belässt ihm deswegen auch „In der Fremde“ die Ewigkeit Gottes und seiner hellen Sterne Frieden und Vertrautheit:

Aber wenn der Tag geschieden,
Dunkel liegen Tal und Höhn,
Bringt die Nacht mir stillen Frieden
Wenn die Sterne aufergehn.

Schaun aus ihrer blauen Ferne
So vertraut herab zu mir! –
Gott und seine hellen Sterne
Sind doch ewig dort wie hier.¹⁷

Ewigkeit bekommt hier den Inhalt einer tröstenden, überindividuellen Unveränderlichkeit, die im Gegensatz zu der vergehenden und sich verändernden Welt für Storm in Gott und seiner Schöpfung begründet ist. Des Menschen Bezug aber zu dieser Art von Ewigkeit qualifiziert Storm als eine ihn befriedende Vertrautheit, begründet in einer offenbar für ihn verlässlichen Dauer in allem Vergehenden, sich Verändernden, „Neuerschaffenen“, dem „ew’gen Lauf“ der „Natur“.¹⁸ Storm ist offensichtlich nicht nur in der nördlichen Landschaft, in Husum, der grauen Stadt, und den Konflikten ihrer Menschen allein zuhause, sondern auch in der verlässlichen Dauer der gottgegebenen, beständig gleichbleibend sich verändernden Natur.

Meeresstrand

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen –
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.¹⁹

¹⁶ Gedicht Storms von 1886 an seinen Freund, den Dichter Wilhelm Jensen (1837-1911), in: Storm, Gedichte, a. a. O., 79.

¹⁷ Gedicht Storms von 1839, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 67, wovon hier die beiden letzten Strophen zitiert werden.

¹⁸ Vgl. das Gedicht Storms von 1848, oben Anmerkung 14. Charles Darwin veröffentlichte erst 1859 seine empirischen Beweise gegen eine statisch verstandene Natur- und Lebensgeschichte als Schöpfung Gottes.

¹⁹ Gedicht Theodor Storms von 1854, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 8.

2.

Des Menschen Bezug zur Ewigkeit geht für Storm allerdings nicht in seiner Vertrautheit zu der unabänderlich sich verändernden Schöpfung Gottes auf, die er unter anderem auch und - zugegeben - gerne an seiner engeren friesischen Heimat und Natur abliest. Nach seiner Novelle „Hans und Heinz Kirch“²⁰ kann der Mensch noch in einen weiteren, moralischen Bezug zur Ewigkeit kommen.

Storm verfasste diese Novelle in den Jahren 1881/1882. Über den Zeitraum eines Menschenalters schildert die Novelle Entstehung und Entwicklung eines unversöhnt gebliebenen Vater-Sohn-Verhältnisses im gesellschaftlichen Umfeld aufstrebenden Kleinbürgertums, wohlhabender Kaufmannschaft und allseits angesehenem Patriziat eines kleineren Hafenstädtchens an der Ostsee. Zur dramatischen Gestaltung dieses Konfliktes bedient sich Storm der seelischen Verfasstheit der Hauptpersonen wie vor allem der Rolle einer verbürgerlichten Religion und Kirche in einem seelenlosen, letztlich auf Anstand, Wohlstand, Ansehen und preußischer Pflichterfüllung ausgerichteten und darin kirchlich sanktioniertem Bürgertum.

Hauptfigur der Novelle ist Hans Adam Kirch, ein in seiner überwiegenden Lebenszeit diesseits und materiell orientierter Mensch und Kleinbürger, in seiner Lebensplanung ausgerechnet von den ihn bestimmenden moralischen Autoritäten, patriziale Gesellschaft und Kirche, dazu verführt und darin belassen. Er erlebt in seinen letzten Lebensjahren eine religiöse Bekehrung. Bemerkenswerterweise aber nicht durch die dafür zuständigen religiösen und gesellschaftlichen Institutionen, sondern durch eigene Einsicht, Erkenntnis und Schmerz über sein verfehltes Vatersein wie durch die Erfahrung unverdienter Barmherzigkeit durch ihm verzeihende, zu ihm haltende Menschen, obgleich er dieselben für seine materiellen Zwecke sträflich instrumentalisiert und konsequent missbraucht hatte. Hans Kirch geht in sich und entwickelt für sich und andere einen neuen, religiösen Lebensentwurf, basierend auf eigener Gefühlsevidenz und einer eigens erlebten „Allbarmherzigkeit“ als der für ihn nun letztgültigen, ewigen Größe.

„Nur in der Ewigkeit, Heinz! Nur in der Ewigkeit!“ rief er, in plötzliches Weinen ausbrechend, und streckte zitternd beide Arme nach dem Himmel.

Aber seine laut gesprochenen Worte erhielten diesmal eine Antwort. „Was haben wir Menschen mit der Ewigkeit zu schaffen?“ sprach eine heisere Stimme neben ihm. Es war ein herabgekommener Tischler, den sie in der Stadt den ‚Sozialdemokraten‘ nannten; er glaubte ein Loch in seinem Christenglauben entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Menschen gegen andere damit zu trotzen.

Mit einer raschen Bewegung, die weit über die Kraft des gebrochenen Mannes hinauszugehen schien, hatte Hans Kirch sich zu dem Sprechenden gewandt, der mit verschränkten Armen stehen blieb. „Du kennst mich wohl nicht, Jürgen Hans?“ rief er, während der ganze arme Leib ihm zitterte. „Ich bin Hans Kirch, der seinen Sohn verstoßen hat, zweimal! Hörst du es, Jürgen Hans? Zweimal hab ich meinen Heinz verstoßen, und darum hab ich mit der Ewigkeit zu schaffen!“

Der andere war dicht an ihn herantreten. „Das tut mir leid, Herr Kirch“, sagte er und wog ihm trocken jedes seiner Worte zu; „die Ewigkeit ist in den Köpfen alter Weiber!“

Ein fiebrhafter Blitz fuhr aus den Augen des greisen Mannes. „Hund!“ schrie er, und ein Schlag des Krückstocks pfiß jäh am Kopf des anderen vorüber.

Der Tischler sprang zur Seite, dann stieß er ein Hohngelächter aus und schlenderte den Weg zur Stadt hinab.

Aber die Kraft des alten Mannes war erschöpft; der Stock entfiel seiner Hand und rollte vor ihm den Hang hinunter, und er wäre selber nachgestürzt, wenn nicht das Weib sich rasch gebückt und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte.

Neben ihm knieend, sanft und unbeweglich, hielt sie das weiße Haupt an ihrer Brust gebettet, denn Hans Kirch war eingeschlafen. – Das Abendrot legte sich über das Meer, ein leichter Wind hatte sich erhoben, und drunten rauschten die Wellen lauter an den Strand. Noch immer beharrte sie in ihrer unbequemen Stellung; erst als schon

²⁰ Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf die Ausgabe Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch. Mit Radierungen von Ingrid Schmeck. Hg. in Zusammenarbeit mit der Theodor-Storm-Gesellschaft, Hamburg 1983.

die Sterne schienen, schlug er die Augen zu ihr auf: ‚Er ist tot‘, sagte er, ‚Ich weiß es jetzt gewiß, aber – in der Ewigkeit, da will ich meinen Heinz schon wiedererkennen.‘

‚Ja‘, sagte sie leise, ‚in der Ewigkeit.‘²¹

Der Bezug von Hans Kirch zur Ewigkeit gründet demnach in der von ihm selbst schuldhaft abgebrochenen Beziehung zu seinem Sohn Heinz. Die Ewigkeit wird ihm zu der Dimension, in der er glaubt, diese Beziehung wieder heilen und menschenwürdig herstellen zu können. Ewigkeit ist ihm nicht länger ein trockener kirchlicher Glaubensinhalt, keine trockene leere und fremde Glaubensdoktrin. Sie ist für Hans zu einem persönlichen, aus eigenem Gefühl und so eigener Sittlichkeit entsprungenen und ihn verpflichteten Glauben geworden. Die Ewigkeit, so hofft und glaubt er nämlich, ist für ihn anders als das Zeitliche und Vergängliche, in dem er kein wirklicher Vater war, nun die Dimension, in der seine Schuld und das von ihm begangene Unrecht an seinem Sohn von ihm selbst endgültig erledigt werden und ein für alle mal schon wieder gut gemacht werden kann. Ewigkeit ist für Hans Kirch zum Ort seiner Versöhnung mit seinem Sohn geworden. Denn in das ihm noch verbleibende Zeitliche strahlt diese Ewigkeit als auf ihn zukommende Geduld und Milde herein. Ewigkeit rührt ihn an, wenn ihn der „milde Strahl“ von den „Sternen“ und „jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Trost des Lebens in sich schließt“²², aus den Augen der ihn treu versorgenden Wieb trifft.

Der Schluss der Novelle gibt gesellschaftskritische, kirchenkritische und religiöse Koordinaten des Dichters frei. Der Dichter lässt Hans Kirch einerseits einen bornierten, politischen Atheismus wie den Versucher in Person vertreiben, wenn er mit letzten Kräften den sich in der religiösen Frage nach der Ewigkeit weit überschätzenden Tischler verjagt. Zum anderen überholt er poetisch die altkatholische Lehre von einer ewigen Verdammnis in Hans Kirchs Erfahrung von Strahlen einer ewigen Milde und „Allbarmherzigkeit“ in der Schöpfung und in dem Verhalten von Wieb als einer bislang verachteten Frau.

Die Lehre von einer „Wiederbringung aller“, „Allversöhnung“, „Apokatastasis panton“ mag Storm auch in der zeitgenössischen Ausformung kritischer evangelischer Theologie, wie etwa durch Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher²³, bekannt gewesen sein.²⁴ Wahrscheinlicher erscheinen uns in dieser Hinsicht allerdings entsprechende Ideen Johann Wolfgang von Goethe's bei Storm wirksam geblieben.²⁵ So enthält Goethe's Pantheismus bereits früh den Gedanken des „Allumfassers“, „Allerhalters“²⁶ wie des „allliebenden Vaters“²⁷ und noch spät die

²¹ Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, a. a. O., 103f.

²² Theodor Storm, ebd.

²³ Der spezifische Typus dieser – bereits im hellenistischen Judentum als messianische und eschatologische Paradieserwartung vorhandene und seit Origenes zur Überwindung der Scheidung in Erlöste und Verdammte formulierte – kirchliche Allversöhnungslehre bei Schleiermacher wird in der Schleiermacherforschung als „allgemeine Wiederherstellung aller menschlichen Seelen“ erhoben und als „Liebesuniversalismus“ romantischer Provenienz typisiert, vgl. C. Andresen, Wiederbringung Aller, in: RGG, 3. Aufl., Bd. 6 (1962), 1694. Schleiermacher selbst äußert sich dazu beispielsweise in seiner Glaubenslehre: Friedrich Schleiermacher, Der Christliche Glaube nach den Grundsätzen der Evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, 2. Aufl., 2. Bd. (Berlin 1831), hg. v. M. Redeker, Berlin 1960, §§ 162,1 u. 163, Anhang. Als biblischer Beleg für den Glauben an eine Allversöhnung wird im allgemeinen Apg 3, 21 zitiert. Sollte der Novellist aber hier nicht auch die Stelle aus der Bergpredigt im Sinn gehabt haben, in der Jesus das Liebesgebot auch auf die Liebe der „Feinde“ ausweitet mit dem Hinweis, auch in der Liebe sich vollkommen zu erweisen, als „Kinder“ des „Vaters im Himmel“. Denn dieser „lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Mt 5, 45).

²⁴ Schleiermacher wirkte seit 1807 in Berlin, Storm als Assessor im preußischen Justizdienst von 1853-1856 in Potsdam.

²⁵ Goethe war für Storm noch breites allgemeines Bildungsgut, vgl. Theodor Storm, Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie, 3. Auflage 1875, hg. m. einem Nachw. v. Gerd Eversberg u. Walter Hettche, Husum 1991, X.

²⁶ J. W. Goethe, Faust. Frühe Fassung, 1774, zit. nach Hans-Joachim Simm, Goethe und die Religion, Frankfurt a. M. 2000, 22.

²⁷ A. a. O., 138.

Idee einer „überall wirksamen ewigen Liebe“²⁸ für die göttliche, ewige Kraft. Auch Goethe's inhaltlich der *coincidentia oppositorum* verpflichtete Denkweise des Seins als das Ewige *und* das Nichts hat Storm offensichtlich als eine mögliche, wenngleich formal logisch paradoxe Denkweise beibehalten.²⁹ Jedoch Schleiermacher hin oder Goethe her, für den Novellisten ist es die eigene Erfahrung von Milde und allbarmherziger Güte, die Hans Kirch zu seinem neuen selbstbestimmten, letztgültigen, authentisch moralischen Lebensentwurf bringt.

Die dichterischen Figuren und Repräsentanten der Kirchen- und Gesellschaftskritik des Dichters sind neben Heinz Kirch, der sich, je erwachsener er wird, dem Klein- und Großbürgertum nicht anpasst, und mit Erfolg sein eigenes, hartes Leben als meerbefahrener Seemann führt, Frauen wie die Mutter von Heinz, dessen Schwester und, wiederholt und in dieser Schlusspassage gewichtig, Wieb. Ihnen lässt der Dichter wegen ihrer Fähigkeit, zu lieben und zu trösten, über undurchlässige gesellschaftlichen Grenzen und verfestigte bürgerliche Gepflogenheiten hinweggehend Menschlichkeit als Liebe, Geduld, konsequentes Nachgehen und Verzeihung „allbarmherzig“ zu praktizieren, nicht nur eine gleichberechtigte³⁰, vielmehr eine humanitäre, letztgültige und damit göttliche Würde zukommen.

3.

Für den Novellisten liegt die Ursache für den unseligen Jähzorn des Vaters, der schließlich zum Bruch der Vater-Sohn-Beziehung führte, in dessen Streben nach einem, schließlich enttäuschten bürgerlichen Ansehen und bürgerlicher Geltung seines Sohnes. Dafür macht er vor allem die Ortskirche verantwortlich. Ihre fremdbestimmte, suspekte Moral, Protegierung und Stabilisierung individuellen und gesellschaftlichen Wohlstandes als letztes Ziel menschlicher Selbstverwirklichung hat die Unterdrückung der elementaren menschlichen Fähigkeiten der Milde, Barmherzigkeit und Liebe im wirklichen, ökonomisch heterogenen Gemeinwesen mitverantworten. Um so härter ist dem Novellisten dieser Vorwurf als diese Institution es eigentlich seit Jahrtausenden hätte besser wissen können. Storm beweist dies am örtlichen Kirchenbau, der örtlichen kirchlichen Seelsorge und der Person des Ortspfarrers als dem örtlichen kirchlichen Funktionär.

Am Kirchenbau rückt er besonders den „Schifferstuhl“ mit seinen Symbolen für Geld, Wohlhabenheit, Ansehen, Standesbewusstsein und damit die Aufspaltung der Gottesdienstgemeinde, städtischen Gesellschaft und sogar des vertrauten engen Familienverbandes in Frauen, andere Arme und unbedeutende Kleinbürger einerseits und die reichen Männer und bedeutenden gesellschaftlichen Schichten der Stadt andererseits in den kritischen Blick.

„Auf dem Chor der von einem Landesherrn im dreizehnten Jahrhundert erbauten Kirche, befand sich der geräumige Schifferstuhl, für den Abendgottesdienst mit stattlichen Metalleuchtern an den Wänden prangend, durch das an der Decke schwebende Modell eines Barkschiffes in vollem Takelwerke kenntlich. Auf diesen Raum hatte jeder Bürger ein Recht, welcher das Steuermannsexamen gemacht hatte und ein eigenes Schiff besaß; aber auch die schon in die Kaufmannschaft Übergetretenen, die ersten Reeder der Stadt hielten, während unten in der Kirche ihre Frauen saßen, hier oben unter den andern Kapitänen ihren Gottesdienst; denn sie waren noch immer und vor allem meerbefahrene Leute, und das kleine, schwebende Barkschiff war hier ihre Hausmarke.“

Es ist begreiflich, daß auch manchem jungen Matrosen oder Steuermann aus dem kleinen Bürgerstande beim Eintritt in die Kirche statt der Andacht ein ehrgeiziges Verlangen anfiel, sich auch einmal den Platz dort oben zu

²⁸ J. W. Goethe, Gespräche mit J. P. Eckermann, 29.5.1831, zit. nach H.-J. Simm, a. a. O., 422 und J. W. Goethe, Faust II, 1832, zit. nach a. a. O., 424.

²⁹ Vgl. dazu J. W. Goethe, Eins und Alles, 1823, zit. nach H.-J. Simm, a. a. O. 355 und 418 hier mit der Anmerkung 14 und dem entsprechenden Text Storms.

³⁰ E. Schwarzhaupt, Frau, in: RGG, 3. Aufl., Bd. 2 (1958), 1074 sieht die Wurzeln der gleichberechtigten Partnerschaft zwischen Frau und Mann in der Romantik, insbesondere bei Schleiermacher und Fichte, durch „autonome Sittlichkeit“ begründet und behauptete, dass diese Auffassung mehr Einwirkung auf das Frauenbild der Fünfzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts gehabt habe, als die Aufklärung.

erwerben, und dass er trotz der eindringlichen Predigt dann statt mit gottseligen Gedanken mit erregten weltlichen Entschlüssen in sein Quartier oder auf sein Schiff zurückkehrte.“³¹

Der Kirchenbau, der Schifferstuhl, seine Symbole des Geldes und des Ansehens sind für den Novellisten keine Symbole einer wirklichkeits-adäquaten, sondern einer vergangenen und das jetzige Zusammenleben nicht repräsentierenden Gesellschaftsordnung. Dennoch sind diese Symbole des Geldes und des Ansehens mächtiger als die eindringlichste Predigt und kirchliche Verkündigung. Und sie verführen das junge Volk – weg von der erstrebenswerten Gottseligkeit hin zu vergänglichem, weltlichen Vorhaben, insbesondere denen eines sozialen Aufstieges zu einem einmal reichen und bedeutenden Stadtbürger und eines entsprechenden ehrgeizigen Strebens.

Die kirchliche Seelsorge wird für den kritischen Novellisten ohne menschliche Zuwendung, Teilnahme und ohne Kenntnis und Gefühl für die betroffene und vielfach gebundene Seele geübt. Befreiungen geschehen nicht. Stattdessen werden dem geplagten Menschen von oben herab moralische Vorhaltungen zur Änderung seines Verhaltens gemacht, die biblisch sanktioniert werden, letztendlich jedoch in einer Anpassung an die eingebürgerte Moral bestehen.

„Schon wurde es wieder Frühling, als er eines Morgens von seiner Haustür aus den Herrn Pastor mit der Pfeife am Zaune seines Vorgartens stehen sah. Hans Kirch hatte Geschäfte weiter oben in der Straße und wollte mit stummem Hutrücken vorbeipassieren; aber der Nachbar Pastor rief mit aller Würde pfarramtlicher Überlegenheit ganz laut zu ihm hinüber: 'Nun, Herr Kirch, noch immer keine Nachricht von dem Heinz?'

Hans Adam fuhr zusammen, aber er blieb stehen, die Frage war ihm lange nicht geboten worden. ‚Reden wir von was anderem, wenn’s gefällt, Herr Pastor!‘ sagte er kurz und hastig.

Allein der Pastor fand sich zur Befolgung dieser Bitte nicht veranlaßt. ‚Mein lieber Herr Kirch, es ist nun fast das zweite Jahr herum; Sie sollten sich einmal wieder um den Sohn kümmern!‘

‚Ich dünke, Herr Pastor, nach dem vierten Gebote wär das umgekehrt!‘

Der Pastor tat die Pfeife aus dem Munde: ‚Aber nicht nach dem Gebote, in welchem nach des Herrn Wort die andern all enthalten sind, und was wäre Euch näher als Euer eigen Fleisch und Blut!‘

‚Weiß nicht, Ehrwürden‘, sagte Hans Kirch, ‚ich halte mich ans vierte.‘

Es war etwas in seiner Stimme, das es dem Pastor rätlich machte, nicht mehr in diesem Tone fortzufahren. ‚Nun, nun‘, sagte er begütigend, ‚er wird ja schon wiederkehren, und wenn er kommt, er ist ja von Ihrer Art, Herr Nachbar, so wird es nicht mit leeren Händen sein!‘

Etwas von dem Schmunzeln, das sich bei dieser letzten Rede auf des Pastors Antlitz zeigte, war doch auch auf das des anderen übergegangen, und während sich der erstere mit einer grüßenden Handbewegung nach seinem Hause zurückwandte, trabte Hans Kirch munterer als seit lange die Straße hinauf nach seinem großen Speicher.“³²

Nach der Novelle musste der Pastor als Nachbar in seinem Gespräch die abgebrochene Vater-Sohn-Beziehung und die damit verbundene bittere, notvolle menschliche Situation von Hans Kirch sehr genau kennen. Er versucht gleichwohl, seine Seelsorge lediglich „mit aller Würde pfarramtlicher Überlegenheit“ zu gestalten und den Konflikt mit der Vorhaltung einer anderen Einstellung zu seinem Sohn gemäß eines neutestamentlichen Gebotes zu kurieren, anstatt seinem Nachbarn sein menschliches Mitgefühl in einer liebevollen menschlichen Zuwendung zu zeigen und mit ihm gemeinsam nach Möglichkeiten des Ertragens und ggf. Lösens dieses Konfliktes zu suchen. Es kommt deshalb nur zu einer in keiner Hinsicht weiter helfenden Debatte über zwei, in der Bibel gründenden Verhaltensweisen, des Pastors Vorhaltung des Lie-

³¹ Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, a. a. O., 8 und 65: Die Verehrungen dieser kirchengeheiligten Symbole des Geldes und Ansehens gingen bei Hans Kirch beispielsweise soweit, dass er von diesen so stark eingenommen wurde, dass er seinem wiedergekehrten Sohn beim Kirchgang die sonst allseits geschenkte Aufmerksamkeit nicht zukommen lassen konnte. „Aber Hans Kirch, während unten, wie ihm nicht entging, sich aller Blicke auf den Heimgekehrten richteten, saß oben unter den andern alten Kapitänen und Reedern und startete, wie einst, nach der Marmorbüste des alten Kommandeurs; das war auch ein Stadtjunge gewesen, ein Schulmeisterssohn, wie Heinz ein Schulmeistersenkel; wie anders war der heimgekommen!“

³² Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, a. a. O., 36f.

besgebotes als des größten aller Gebote³³ und des 4. Gebotes³⁴ des Gehorsams von Kindern gegenüber ihren Eltern, das Hans Kirch einst wohl nach Martin Luthers Katechismus gelernt hatte und auf dem er gegenüber dem Pastor beharrt. Bei dieser theoretischen Kontroverse bleibt Seelsorge in diesem Konflikt stehen. Weiteres Lösendes geschieht nicht. Die bittere menschliche Situation, ihre Ursachen und die Möglichkeiten einer Versöhnung kommen nicht zur Sprache. Der Seelsorger gibt seine Bemühung schließlich aus Ratsamkeit, keine weiteren Konflikte mit seinem Nachbarn zu provozieren, auf. Er stabilisiert zur Freude des Vaters diesen in seiner Hoffnung, in dem Bild und in der bürgerlichen Vorstellung, die sich Hans Kirch von seinem Sohn macht: Heinz wird schon als ein reicher Bürger zurückkommen!

Ähnlich kritisch stellt die Novelle eine weitere Begegnung des hilfeschuchenden Vaters mit dem Ortspfarrer dar. Der Seelsorger erkennt gar nicht, dass Hans Kirch des Pastors Hilfe und Rat dazu sucht, ob es sich bei dem Wiedergekehrten tatsächlich auch um seinen eigenen Sohn handelt. Zweifel wurden insbesondere auch bei ihm durch dessen Schwager und Schwester geschürt, weil des wiedergekehrten Bruders Äußeres und Gebaren um „viele ungeschlechter als vordem“ war. Er kümmerte sich nicht mehr um häuslichen Anstand und Sauberkeit und war doch vordem „ein feiner junger Mensch gewesen“. „Wie zufällig“ wollte der Vater dazu den Rat des Pastors ausforschen. Der Pastor erkennt dieses Anliegen des Vaters nicht und ergeht sich stattdessen in einem „Lieblingsthema“ seiner selbst, dem Heranwachsen von Knaben zu Männern und dazu dienlicher Modetrends, wie in einer geschwätigen Solidarisierung mit dessen Sohn als „freier Mann“ aus Erinnerung und in Darstellung seines eigenen, analogen, wie er glaubt, studentischen patriotischen Mannesrituals.

„Ja, ja“, meinte der alte Herr, „es war recht schicklich von dem Heinz, dass er seinen Besuch mir gleich am zweiten Tage gönnte.“

„Schuldigkeit, Herr Pastor“, versetzte Kirch; „mag Ihnen aber auch wohl ergangen sein wie mir; es kostet Künste, in diesem Burschen mit dem roten Bart den alten Heinz herauszufinden.“

Der Pastor nickte; sein Gesicht zeigte plötzlich den Ausdruck oratorischer Begeisterung. „Ja, mit dem Bartel!“ wiederholte er nachdrücklich und fuhr mit der Hand, wie auf der Kanzel, vor sich hin. „Sie sagen es, Herr Nachbar; und wahrlich, seit dieser unzierliche Zierat Mode worden, kann man die Knaben in den Jünglingen nicht wiedererkennen, bevor man sie nicht selber sich bei Namen rufen hörte; das habe ich an meinen Pensionären selbst erfahren! Da war der blonde Dithmarscher, dem Ihr Heinz – er wollte jetzo zwar darauf vergessen haben – einmal den blutigen Denkkettel unter die Nase schrieb; der glich wahrlich einem weißen Hammel, da er von hier fortging; und als er nach Jahren in meine friedliche Kammer so unerwartet eintrat – ein Löwe! Ich versichere Sie, Herr Nachbar, ein richtiger Löwe! Wenn nicht die alten Schafsaugen zum Glück noch standgehalten hätten, ich alter Mann hätte ja den Tod sonst davon haben können!“ Der Pastor sog ein paarmal an seiner Pfeife und drückte sich das Sammetkappchen fester auf den weißen Kopf.

„Nun freilich“, meinte Hans Kirch; denn er fühlte wohl, dass er ein Lieblingsthema wachgerufen habe, und suchte noch einmal wieder anzuknüpfen; „solche Signale wie Ihr Dithmarscher hat mein Heinz nicht aufzuweisen.“

Aber der alte Herr ging wieder seinen eigenen Weg. „Bewahre!“ sagte er verächtlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er die Schafsaugen weit von sich in die Büsche werfe. „Ein Mann, ein ganzer Mann!“ Dann hob er den Zeigefinger und beschrieb schelmisch lächelnd eine Linie über Stirn und Auge: „Auch eine Dekorierung hat er sich erworben; im Gefechte, Herr Nachbar, ich sage im Gefechte; gleich einem alten Studiosus! Zu meiner Zeit – Seeleute und Studenten, das waren die freien Männer, wir standen allzeit beieinander!“

Hans Kirch schüttelte den Kopf. „Sie irren, Ehrwürden; mein Heinz war nur auf Kauffahrtsschiffen; im Sturm, ein Holzsplitter, eine stürzende Stenge tun wohl dasselbe schon.“

„*Crede experto!* Traue dem Sachkundigen!“ rief der alte Herr und hob geheimnisvoll das linke Ohrläppchen, hinter welchem die schwachen Spuren einer Narbe sichtbar wurden. „Im Gefechte, Herr Nachbar; o, wir haben auch *pro patria* geschlagen!“

Ein Lächeln flog über das Gesicht des alten Seemanns, das für einen Augenblick das starke Gebiß bloßlegte. „Ja, ja, Herr Pastor; freilich, er war kein Hasenfuß, mein Heinz!“

Aber der frohe Stolz, womit diese Worte hervorbrachen, verschwand schon wieder; das Bild seines kühnen Knaben verblich vor dem des Mannes, der jetzt unter seinem Dache hauste.

³³ Mk 12, 28-31 und Mt 22, 34-39 bzw. Luk 10, 25-28.

³⁴ Vgl. 2. Mose 20, 12.

Hans Kirch nahm kurzen Abschied; er gab es auf, es noch weiter mit der Geschwätzigkeit des Greisenalters aufzunehmen.³⁵

Seelsorge erging sich in den Augen des Novellisten also in „Geschwätzigkeit“, in Lieblingsthemen des Seelsorgers oder in dessen Selbstlob als eines patriotischen, tapferen und freien Mannes. Sie war nicht wirklich an dem Anliegen von Hans Kirch orientiert³⁶ und insofern für diesen Zeitverschwendung und nutzlos.

An anderer Stelle und zu einem früheren Zeitpunkt kritisierte Storm diese nutzlose, von oben herab schauende und selbstverliebte Geschwätzigkeit der Geistlichkeit wie die einer unrealistischen Weltlichkeit schärfer:

Gesegnete Mahlzeit

Sie haben wundervoll diniert;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut.

Sie schütteln zärtlich sich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, dass gesegnet sei,
Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit.
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzlich.³⁷

Auch in der Novelle handelt es sich bei der vorgestellten kirchlichen Seelsorge um die Form eines für Individuum und Allgemeinheit nutzlosen Gespräches, um kirchliche „Kannengießerei“.

Storm bezeichnete so andernorts und im dezidiert politischen Kontext nutzloses Politisieren. Er nahm damit für die Zeit seiner Jugend „Stammtischpolitiker“ und „politische Schwätzer“ aufs Korn. Die Französische Revolution und das Kaiserreich waren die beherrschenden Themen und blieben Jahrzehnte lang das Hauptthema, derweil wieder „die Fürsten und ihre Minister regierten ...; die in der Not versprochenen Verfassungen ... nicht gegeben“ wurden und „wie aus blauem Himmel den Leuten dann und wann eine Verordnung oder ein Reskript auf den Kopf“ fiel. „Derweile saßen die klugen Leute am Sonntag nach der Kirche im Weinhaus, kannegießerten eine Weile und gingen dann zum Sonntagsbraten. Es war eine praktisch unpolitische Zeit“³⁸

Storm persönlich hat sich dieser Art kirchlicher Rede entzogen. Zwar war auch er selbst kein kompromissloser Mensch, wenn es um das Geschick ihm Anvertrauter ging:

³⁵ Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, a. a. O., 67f.

³⁶ Vgl. zum Pfarrerbild Storms und insbesondere zur selektiven, ichbezogenen Wahrnehmung des Seelsorgers auch Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, a. a. O., 16f.

³⁷ Gedicht Storms, 1848 veröffentlicht, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 24.

³⁸ Theodor Storm, Nachgelassene Blätter, in: Ders., Sämtliche Werke, hg. v. P. Goldammer, Berlin/Weimar, 2. Aufl. 1967, Band 4, 524, zitiert nach Laage, Theodor Storm, a. a. O., 5. Laage glaubt, dass Storm damit darauf anspiele, dass die politische, deutsche Gegenwart, die durch das „Wartburgfest (1817), die Ermordung Kotzebues (1819), den griechischen Befreiungskampf (1821-1826) und die Pariser Julirevolution (1830) bestimmt wurde, im Herzogtum Schleswig keine bedeutende Rolle spielte.“

Welt-Lauf

Wer der Gewalt gegenüber steht
In Sorgen für der Liebsten Leben,
Der wird zuletzt von seinem Ich
Ein Teil und noch ein Teilchen geben.
Und dürstet er nach reinster Luft
Er wird zuletzt ein halber Schuft.³⁹

Jedoch im Blick auf sein eigenes Geschick lehnte er diese Art kirchlicher Rede ab. In seinem Gedicht „*Ein Sterbender*“⁴⁰ lässt er diesen im Angesicht seines nahen Todes noch schreibend verfügen:

„Auch bleib der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh im Bann des ew'gen Schweigens.“⁴¹

Und „still, ohne ein Wort“ wurde der Sarg Storms „in die Gruft hinabgesenkt – kein Geistlicher folgte.“⁴²

4.

Das Gesamtverständnis von Storms Novelle „Hans und Heinz Kirch“ liegt jedoch nicht in diesen gesellschaftskritischen, theologie- wie kirchenkritischen Einzelzügen. Vielmehr sind diese selbst Teil eines Gesamtkonzeptes, das ohne des Novellisten umfassenderen Bezug, Gebrauch und, je nach Bedarf, manchmal auch gegenläufiger Interpretationen biblischer Tradition nicht sachgerecht erfasst werden kann.

So erschöpft sich die Bedeutung der Novelle nicht in einer novellistischen Aufarbeitung realistischer Störungen von Vater-Sohn- oder Eltern-Kind-Verhältnissen aus einer dem Vater mangelnden Seelenkunde und Psychologie. Als ob ihre Botschaft nur die wäre, dass auch Hans Kirch die ganz eigene Persönlichkeit seines Sohnes nicht wahrgenommen und anerkannt habe. Sie erschöpft sich aber auch nicht in einer *Kritik* der bürgerlichen Gesellschaft und politischer Bewegungen wie deren kirchlicher Sanktionierung. Vielmehr liegt in der Novelle, wie wir diese verstehen, der Versuch Storms einer zeitnahen Auseinandersetzung mit biblischen Themen vor, einerseits nämlich in seiner eigenwilligen Interpretation der biblischen Anfrage: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“⁴³ Und zum anderen der biblischen Traditionen⁴⁴, dass Gott auch durch Menschen jenseits bürgerlichen Ansehens und beamteter Kirchlichkeit, oftmals durch Arme und Frauen Menschliches und Göttliches authentisch redet. So spricht authentische Menschlichkeit aus dem im bürgerlichen Sinne arm und missraten gebliebenen, aber doch sich seiner selbst bewussten, nicht angepassten, das Böse verabscheuenden Heinz, aus der im bürgerlichen Sinne armen und verkommenen Wieb⁴⁵ wie auch aus der Mutter und der Schwester von

³⁹ Gedicht Storms von 1867, veröffentlicht posthum 1913, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 76.

⁴⁰ Gedicht Storms von 1863, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 45-47.

⁴¹ Ebd., 47.

⁴² So die Tochter des Dichters Gertrud Storm in ihren Erinnerungen an ihren Vater, zitiert nach Paul Barz/Henning Berkefeld, Theodor Storm und Schleswig-Holstein, Erlebte Literatur, Husum 1988, 130.

⁴³ Mt 16, 26a und Parallelen Mk 8, 36/Luk 9, 25.

⁴⁴ Vgl. etwa 1. Kor 1, 26-29 und 1. Kor 3, 18-23, hier schon unter Verweis auf alttestamentliche, jüdische Vorstellungen.

⁴⁵ Luk 6, 20.

Heinz Kirch. Mithin zeigt die Novelle u. a. Frauen nicht nur als das im Bürgertum des 19. Jahrhunderts nicht ernst genommene, in Untertänigkeit gesehene, dem Manne nicht gleichwertig geachtete menschliche Geschlecht, sondern als wahre authentische Menschen.

Es nimmt deshalb nicht Wunder, dass ein Leser der Novelle, der sich für diese Bezüge des Novellisten zur christlichen Tradition offen hält, durch die Novelle an weitere wesentliche biblische Themen erinnert wird. Die biblische Warnung vor Habsucht⁴⁶ wird ihm in den Sinn kommen, wenn der Vater seinen Reichtum ständig vergrößert und einen noch größeren „Speicher“⁴⁷ hinzu erwirbt. Oder die Vergänglichkeit und Gottesferne von Reichtum und Reichen⁴⁸, als dem Vater bewusst wird, dass mit keinem Geld der Welt eine Versöhnung mit seinem Sohn erreicht werden kann und ihm schließlich allein in dem Verhalten der armen und verachteten Wieb unverdiente, göttliche Milde und Barmherzigkeit aufzustrahlen beginnt. Auch an entsprechende, bereits biblisch benannte Missbräuche und Versuchungen des Geldes erinnert die Novelle. So erinnern beispielsweise jene 30-Schillinge, mit deren Verweigerung Hans erstmals seinen Sohn verraten hatte, an den Verrat des Judas⁴⁹. Die endgültige Verleugnung seines eigenen Sohnes erinnert an die Verleugnung des Petrus⁵⁰. Auch an die Versuchungsgeschichte⁵¹ kann man denken, nach der auch Jesus von Nazareth durch versprochenen Reichtum, Bedeutung und Ansehen in Versuchung geführt worden ist, wenn der „höhnische“ Versucher von Hans Kirch mit letzter Kraft verjagt wird als er ihm die Bedeutung von „Ewigkeit“ als eine Sache „alter Weiber“ auszureden versucht. Die Szene der Sorge Wieb's um den gebrochenen Hans Kirch schließlich erinnert an die Salbung Jesu durch eine öffentlich geächtete „Sünderin“⁵².

Jedoch nicht nur für diese thematischen, zum Teil wörtlichen Einzelbezüge der Novelle zur biblischen Tradition sollte sich der Leser für deren sachgemäßes Verständnis offen halten. Auch insgesamt nämlich und in besonders eingehender Weise setzt sich die Novelle Storms mit biblischer Tradition auseinander, mit der biblischen Parabel Vom verlorenen Sohn⁵³ nämlich, und versucht, dieselbe in eine zeit- und gesellschaftsgemäße Dimension zu rücken. Was hat dabei der Dichter gewonnen? Was hat er dabei möglicherweise aufgegeben oder gar verloren?

Storm selbst schreibt 1882 an Gottfried Keller, in seiner Novelle sei es „der Vater, der ‚sündigt und büßt‘“⁵⁴. Man darf hinzufügen, nicht der Sohn sündigt und büßt, wie in der biblischen Parabel. Und weiter, die Vaterfigur des Novellisten reut nicht nur ihr Verhalten gegenüber dem eigenen Sohn, sondern auch gegenüber dessen nichtbürgerlicher Verlobten, Wieb, und, indem er seine Verwerfung derselben als standesgemäße Schwiegertochter mit deren später, nicht ganz uneigennütziger Aufnahme in seine bürgerliche Familie aufhebt, büßt Hans Kirch nicht nur gedanklich, sondern mit einer gegenwärtigen Tat. Tätige Buße ist auch in seiner Verhaltensänderung gegenüber solchen zu erkennen, die früher durch ihr Verhalten seinen bürgerlichen Prinzipien von Fleiß, Schuften, Ausnutzen der Zeit und Wohlstand nicht entsprachen, und deren Verhalten er spät, aber doch für die Allgemeinheit wahrnehmbar, nun nicht nur toleriert, sondern, beispielsweise in seinen wahrgenommenen Auszeiten und Spaziergängen, auch selbst tatsächlich für sich selbst übernimmt.

Ein Vergleich beider Erzählungen bringt noch einen weiteren bedeutsamen Unterschied ans Licht. Der Novellist präsentiert dem Leser eine Novelle über Schuld, Verfehlung, Reue, täti-

⁴⁶ Luk 12, 13-21.

⁴⁷ Theodor Storm, Hans und Heinz Kirch, a. a. O., 32. u. 36.

⁴⁸ Mt 6, 19-33; Mk 10, 25 und Parallelen Mt 19, 24; Luk 18, 25; Luk 16, 19-31.

⁴⁹ Mt 26, 14-16.

⁵⁰ Luk 22, 54-62.

⁵¹ Mt 4, 1-11 und Parallele Luk 4,1-13.

⁵² Luk 7, 46-49.

⁵³ Luk 15, 11-32.

⁵⁴ Th. Storm an G. Keller am 27. 11. 1882, zit. nach Laage, Storm, a. a. O., 80.

ger Buße und Vergebung für einen fast über sein ganzes Leben durch bürgerliche Normen, kirchliche Symbole, kirchliche Reden und Theologie wie durch sich selbst und seine eigene seelische Verfasstheit, seinen Jähzorn nämlich, fehlgeleiteten Menschen. Eines fehlgeleiteten Menschen, der schließlich glaubt, nur noch in der Ewigkeit zu seiner wahren Bestimmung als der Bestimmung eines Vaters für seinen Sohn zurückfinden zu können. Dieser fehlgeleitete Mensch findet in der Novelle an seinem Lebensende zu tätiger Buße und darf im milden Strahlen der Sterne und einer allbarmherzigen Frauenliebe Vergebung, Einverständnis mit sich selbst, Trost und Rettung als Milde einer gewiss auf ihn zukommenden Ewigkeit erfahren. Wirklichkeitsnähe, gesellschaftlicher, psychischer und religiöser Realismus kann man der Novelle also gewiss nicht absprechen. Gleichwohl behält ihr Realismus, was das Individuum Hans Kirch betrifft, für den Leser den Beigeschmack einer religiösen Verklärung seiner Existenz. Sie war zu lange überschattet von bürgerlicher Moral und ihren Unmenschlichkeiten, fatalem Jähzorn, Schwermut wie skeptischem Kleinglauben als dass er diese Wandlung als einen neuen, wirklich davon befreiten Lebensentwurf verstehen könnte.

Das ist anders in der biblischen Parabel von dem verlorenen Sohn. Zwar wird auch darin von Schuld gesprochen. Der verlorene Sohn ist sich seiner Schuld gegenüber dem Vater bewusst und auch fähig, diese dem Vater gegenüber zu benennen und dafür gerade zu stehen. Er habe seine Sohnesrechte verwirkt. Doch wird in der Parabel diese Reue des Sohnes vom Vater ganz übergangen. Des Sohnes Reue und Buße geht in der Freude des Vaters über seinen wiedergefundenen Sohn unter. Der Vater lässt ein großes Fest herrichten. „Und sie fingen an fröhlich zu sein.“⁵⁵ Die Freude des Vaters hat die Schuld und Reue des Sohnes nicht nur eingeholt, sondern überholt. Die Zeit der Freude und des Feierns ist demnach für Sohn und Vater angebrochen. Es ist Zeit, fröhlich zu sein. Es ist Zeit, zu feiern und nicht Zeit zur Buße, nicht Zeit zur Aufrechnung vergangener Versäumnisse, nicht Zeit für Schuldvorwürfe, wie sich auch der erboste Bruder des Wiedergekehrten vom Vater sagen lassen muss. Mitfeiern ist also auch für diesen angesagt, nicht Zeit zur Abrechnung mit seinem wiedergekehrten Bruder, auch nicht Zeit der Reue über sein eigenes hartes Urteil über seinen Bruder. Dem Vater liegt also wirklich „alles am Fest“⁵⁶.

Bei der biblischen Parabel handelt es sich um eine eschatologische Erzählung. Auch in ihr geht es um letzte Dinge, um Ewigkeit und damit um Gott. Allerdings verkündigt sie Ewigkeit und Gottesherrschaft nicht temporal als Zukunft der Milde, nicht als zukünftige allseitige Barmherzigkeit und Vergebung von Schuld, auf die jeder hoffen darf und die in kleinen Dosierungen durch die Milde von Mitmenschen schon hier und da aufstrahlen kann. Die biblische Parabel verkündigt Ewigkeit und Gottesherrschaft als für das Jetzt letztgültige Lebenspriorität, als das schon gegenwärtige Anwesen von Freude im *Fest* der Freude des Vaters über seinen wiedergefundenen Sohn vor der alles andere zweitrangig wird und verblassen muss. Gottes Herrschaft ist schon da, sie ist für den Erzähler in dem Fest der Freude über den Verlorenen, der sein Sohn ist, schon angebrochen, schon und ganz da. Jesus hat diese Wirklichkeit der Freude und ihr Fest nicht nur gedanklich und für seine Erzählung beansprucht. Er hat das Fest dieser Freude auch in der Tat vollzogen. Er hat mit Zöllnern und Sündern Mahl gehalten und gefeiert. Er hat sie in seine engere Gemeinschaft aufgenommen⁵⁷. Er wurde in den Augen seiner Gegner „ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle.“⁵⁸ Nicht die Zeit der Reue und des Fastens war für ihn und mit ihm gekommen, sondern die Zeit der Freude und ihres Festes wie bei einer Hochzeit.⁵⁹ Entsprechende literarische Metaphern fehlen in der Novelle vollständig.

⁵⁵ Luk 15, 24.

⁵⁶ Ernst Fuchs, Herr, wohin sollen wir gehen?, in: Ders., Freude an der Predigt, hg. v. Kristlieb Adloff, Neukirchen 1978, 128.

⁵⁷ Luk 5, 27-31.

⁵⁸ Mt 11, 19.

⁵⁹ Luk 5, 33f.

Zwar hat Storms Novelle einen subversiven Charakter. Sie bestärkt in der Figur des Sohnes Heinz wie der Figur seines büßenden Vaters die Auflehnung des Individuums gegen den bürgerlichen Sittenkodex und die materialistische Ausrichtung der bürgerlichen Gesellschaft wie auch politischer Parteien. Aber die Novelle ist vor ihrem biblischen Hintergrund in unseren Augen nicht subversiv genug! Sie verklärt die allgemeine Wirklichkeit mit der Religion einer ewigen Milde, auf die jeder hoffen darf. Sie verändert sie aber nicht jetzt, nicht für die vielen und nur in gesamtgesellschaftlich unbedeutenden kleinen Kreisen, in der Novelle in dem späten Hans Kirch und seiner kleinen Familie. Das Individuum bleibt endlich in seiner Zukunftshoffnung und in seiner Erlösungserfahrung allein und mit sich selbst beschäftigt. Welche bedeutendere gesamtgesellschaftliche Relevanz kann sich so einstellen? Und wer könnte, allein bleibend, feiern wie in der biblischen Tradition? Es kommt mithin in der Gegenwart, im Jetzt, in der Novelle zu keiner wirklich neuen, wirklich befreiten und erlösten Sozietät, die die vielen, die durch die herrschenden bürgerlichen Werte auf der Strecke geblieben sind, in Freude und Festmahl zu integrieren vermag.

Daher drängen sich beim Leser als Folge dieser religiösen Perspektive Storms doch pessimistische und skeptizistische Gefühle und Gedanken auf, wenn er an Möglichkeiten einer Verwirklichung von Storms religiöser Perspektive und mit ihr an eine menschenwürdige Veränderung des herrschenden Bürgertums und die Gestaltung einer neuen Gesellschaft denkt. Der Eindruck wird erhärtet, dass in Storms dichterischem Versuch der Gestaltung einer menschenwürdigen Gesellschaftsordnung das Individuum über weite Strecken mit sich selbst beschäftigt bleibt. Vorerst lediglich im kleinsten Rahmen und mit kräftezehrenden Anstrengungen, ohne Freude und Fest scheint es dem Individuum möglich zu sein, zu einem neuen menschlichen Miteinander in der eigenen, kleinen Familie oder in einer beglückenden Liebe und Ehe eine soziale Verwirklichung und Veränderung zu finden.

Die Schwierigkeit sozialer Veränderungen in einem gesamtgesellschaftlich relevanten Rahmen hatte Storm schon vor der Abfassung seiner Novelle gesehen. Schon 1864 hatte er dichterisch festgehalten: Die notwendige Selbstbehauptung des Individuums, in eigener, autonomer und gefühlsevidenter Moral sich gegen die Fremdbestimmungen einer problematischen bürgerlichen Gesellschaft aufzulehnen, reiche quantitativ und qualitativ in seiner Zeit noch nicht für eine wirkliche gesamtgesellschaftliche Veränderung zu. Hierzu wären für Storm nämlich nicht nur einzelne Änderungen beim „Herzoglein“ und dem adligen „Junker“, sondern vor allem bei „Hinz und Kunz“ erforderlich.

Und haben wir unser Herzoglein
Nur erst im Lande drinnen,
Dann wird, mir kribbelt schon die Faust,
Ein ander Stück beginnen.

Der Junker muß lernen den schweren Satz,
Daß der Adel in unsern Zeiten
Zwar allenfalls ein Privatpläsier
Doch sonst nichts hat zu bedeuten.

Insonders lerne Hinz und Kunz
-Und das ist ein Stück, ein hartes-,
Daß diese hochhinschauenden Herrn
Sind keineswegs was Apartes.

Denn lernen Hinz und Kunz das nicht,
So wirts beim alten bleiben;
Nur wenn kein Mensch daran mehr glaubt,
Läßt sich der Spuk vertreiben.⁶⁰

⁶⁰ Gedicht Theodor Storms von 1864, erstmals posthum veröffentlicht 1917, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 75.

Diese gesamtgesellschaftliche Entwicklung erwartete Storm damals aber in absehbarer Zeit nicht. Die wirklichen Menschen bleiben für ihn so wie sie sind. Gleichwohl hatte er in Hinsicht auf die notwendige gesellschaftliche Veränderung bereits damals einen Traum. Seine Hoffnung galt einer Veränderung in der „Welt des Gedankens“. Als höchste menschliche Entwicklungsstufe auf die täglich strenger werdenden gesellschaftlichen Herausforderungen seiner Zeit erwartete er die gedankliche Veränderung einzelner Menschen mit Sehkraft und Verstand. Seine Vision ist es zu dieser Zeit, dass aus der „seligen“ Religion des Kreuzes ein neuer Glaube hervorbreche, eine humanistische Existenz der Selbstlosigkeit nämlich, in der autonomes, allein Edelmüt und Schönheit verpflichtetes Leben geboten sei, nicht mehr motiviert durch zukünftige Hoffnung oder fremdbestimmt durch Vergeltung - geboten allein aus der „Schönheit des Lebens“ selbst.

Größer werden die Menschen nicht;
 Doch unter den Menschen
 Größer und größer wächst
 Die Welt des Gedankens
 Strengeres fodert jeglicher Tag
 Von den Lebenden.
 Und so sehen es alle
 Die zu sehen verstehn,
 Aus dem seligen Glauben des Kreuzes
 Bricht ein anderer hervor,
 Selbstloser und größer.
 Dessen Gebot wird sein:
 Edel lebe und schön,
 Ohne Hoffnung künftigen Seins
 Und ohne Vergeltung,
 Nur um der Schönheit des Lebens willen.⁶¹

Storms späte Altersnovelle hat diesen Traum des Dichters, wohl in Wahrnehmung einer immer noch verbliebenen, gegenteiligen brutalen und unschönen Wirklichkeit, in noch weitere Fernen gerückt. Angesichts der gesellschaftlichen Realitäten verbleibt es in ihr für den Novellisten vorläufig noch bei der religiösen Perspektive eines verstehbaren wie als gerecht einsehbaren „seligen Glaubens“ an die Milde und „Allbarmherzigkeit“ mit dem reuigen Sünder. Zur eschatologischen Freudenbotschaft ihrer biblischen Vorlagen wie zu deren umfassenden gesellschaftlichen Verwirklichung konnte sie allerdings noch nicht aufrufen, noch nicht zum eschatologischen Fest, auch nicht in kleinsten Kreisen.

⁶¹ Gedicht Theodor Storms von 1865, erstmals posthum veröffentlicht 1913, in: Storm, Gedichte, a. a. O., 76.